

Elke Wörner

"Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen"

Meine Zulassungsarbeit und ihre Folgen

Am Institut für geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften war die Spannweite der Themen, die bearbeitet wurden, immer erstaunlich. Doch rechnete ich nicht damit, bei der Universitätsgeschichte zu landen, als ich mich um ein Thema für meine Zulassungsarbeit bemühte. Ich wurde an Volker Schäfer vom Universitätsarchiv verwiesen. Er gab sich überzeugt, dass nichts geeigneter für mich sei, als eine Darstellung des Beginns des Frauenstudiums zu verfassen, zumal doch das Jubiläum der Universität vor der Tür stand.

Noch war ich sehr skeptisch, denn aus der Perspektive des Jahres 1970 sah das Jubiläum 1977 gar nicht so nahe aus, aber es nützte nichts: Er nahm mich mit ins Archiv, ich durfte die vier dicken Aktenbündel, die in der Kartei unter Frauenstudium liefen, höchstpersönlich ausheben, und schon waren sie auf dem Weg in den Lesesaal der UB. Professor Decker-Hauff war's zufrieden.

Eigentlich hatte ich nichts gegen das Thema, aber meine Erfahrungen damit waren eher gering. Meine Mutter war Lehrerin und berufstätig, meine Schwester studierte auch gerade in Tübingen, und der einzige, der je daran gezweifelt hatte, dass ich studieren könne, war mein letzter Klassenlehrer am Gymnasium gewesen, der, wie ich von dritter Seite erfuhr, mir einen frühen Abbruch des Studiums prophezeite, weil er sich mich nur als Mutter vieler Kinder vorstellen konnte.

Literarisch hatte ich natürlich mit der Frage der Gleichberechtigung Bekanntschaft gemacht, denn meine Englischlehrerin wählte als Übungsdiktat einmal einen Text aus *The Mill on the Floss* von George Elliot, dessen Thema der unterschiedliche Erfolg von Maggie und Tom in Latein war, das sie trotzdem nicht lernen durfte. Selbstverständlich fand ich das ungerecht, aber es berührte mich nur bedingt, weil es ja schon so lange her war und mich nicht betraf. Insofern war es höchste Zeit für eine Bewusstseinsweiterung.

Und die setzte ein. Das Studium der Rektoramts-Akten entfaltete nach und nach seine Wirkung. Erst tat ich noch jeden Fall einzeln mit Kopfschütteln ab, aber auf Dauer kochte in mir die Empörung hoch. Dazu trugen am Anfang hauptsächlich die

Bücher bei, die ich für den allgemeinen Überblick bestellt hatte. Sie kamen zwar nur langsam in kleinen Mengen, denn die Leitung der UB hatte die Anzahl der Fernleihen auf drei pro Tag begrenzt, und manche brauchten ein halbes Jahr oder länger, weil sie vom anderen Ende der Welt, aus Leipzig, so lange unterwegs waren, aber gerade deshalb konnte ich sie recht schnell durcharbeiten. Schneller zumindest als die Akten, denn die darin enthaltenen Schriftstücke bedurften zum Teil einer längeren Einlesephase. Alle ausgehenden Schreiben waren nämlich nur im Entwurf vorhanden, und das hieß, vor Einführung der Schreibmaschine am Ende des 19. Jahrhunderts, in Sütterlin. So dauerte es etwas länger, bis ich erkannte, dass sich ihr Inhalt nur in lokalen Details von dem der Bücher unterschied.

Woraus, fragte ich mich, als immer mehr Fakten die selbe Botschaft transportierten, leiten die Herren Professoren das Recht ab, der Hälfte der Menschheit – oder auch nur der deutschen Bevölkerung – genügend Intelligenz zum Studium abzusprechen? Es tröstete mich nicht einmal, dass es auch andere Stimmen gab, denn diese fanden in Deutschland, im Gegensatz zur Schweiz, kein Gehör.

Ein weiteres Ärgernis war die Ungerechtigkeit in der Behandlung einzelner Bewerberinnen. So sympathisch mir Maria von Linden auch erschien – was sich nach der Lektüre ihrer Erinnerungen noch verstärkte – so sah ich doch besonders sie als Musterbeispiel dafür an, dass man mit Protektion aus Regierungskreisen – ihr Großonkel war Minister gewesen – auch den Widerstand der Universität überwinden konnte. Betrachtet man dagegen das Schicksal der Ärztin Karoline Breitinger, fällt auf, dass sie trotz wiederholter intensiver Bemühungen, einen Fürsprecher zu finden, erst in fortgeschrittenem Alter erfolgreich war. Die Tatsache, dass die zweite Kammer des württembergischen Landtags bei der Behandlung ihrer Petition zwar wohlwollend, aber beschlussunfähig war, spricht für sich.

Überhaupt, Karoline Breitinger. Sie entsprach dem Bild der Frau, die als gebildete Berufstätige im öffentlichen Leben unentbehrlich war und für die die Frauenbewegung kämpfte. Maria von Linden trat in eine Laufbahn ein, die jeder Mann genauso hätte durchlaufen können. Karoline Breitinger dagegen war als Frau in einer Position, die nur eine Frau ausfüllen konnte, denn weibliche Ärzte haben – davon bin ich überzeugter denn je – eine andere Art von Berufung als ihre männlichen Kollegen. Davon mag es umso mehr Ausnahmen geben, je mehr Frauen diesen Beruf ergreifen – und es gibt schon viele Frauen, die um der Karriere willen

sich männliche Denkweisen und Zielsetzungen aneignen – aber diejenigen, denen Berufung vor Karriere geht, übernehmen weitaus mehr soziale Verantwortung, als der Karriere gut tut. Karoline Breitingers Arbeit war die beste Antwort auf die Frage vieler Männer, warum Frauen überhaupt einen Beruf ergreifen sollten.

Irgendwie hat sich die Frauenfrage – die ja auch heute noch eine Frage ist, und das nicht nur in anderen Kulturen – in meinem Hinterkopf eingenistet, und das hat mich wach gehalten. Wenn ich sie als Thema im Unterricht aufgriff, stellte ich fast immer fest, dass ich die erste war, die die Aufmerksamkeit der Schüler darauf lenkte. Die Reaktionen zeigten auch überdeutlich, wie weit unsere Gesellschaft noch von Gleichberechtigung entfernt ist.

Nach mehr als dreißig Jahren im Beruf kann man sich manchmal auch ein Lächeln nicht verkneifen, wenn Männer, egal ob Schüler oder Kollegen, entdecken, dass sie, weil Frauen anders sind, versuchen können, sich auf ihre Kosten zu profilieren. Das Lächeln verfliegt allerdings, wenn sie es tatsächlich schaffen.

Und bitter war es manchmal, sich selbst bei Sehnsüchten, Wünschen und Gedanken zu ertappen, die jeder Gleichberechtigung Hohn sprachen. Natürlich ist es viel bequemer, nicht für sich entscheiden zu müssen. Warum soll man denn nicht nachgeben, um einen Streit zu vermeiden, der nur böses Blut erzeugt und kein bisschen mehr bringen wird als das Dutzend zuvor zu dem Thema. Das Vorbild der Vorkämpferinnen ließ bei mir jedoch selten diese Bequemlichkeit zu, denn ihre Entschlossenheit hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt.

So hat die Bearbeitung des Themas mich wider Erwarten geprägt. Mädchenbildung liegt mir besonders am Herzen. Nichts schmerzt mich mehr, als wenn Mädchen und Frauen die Intelligenz, mit der sie ausgestattet wurden, nicht in dem Maße nutzen, wie sie es zuließe, wenn sie die Freiheit, die sie als gebildete Persönlichkeiten genießen könnten, aufgeben, um sich dem Willen einer anderen Person unterzuordnen, die sie dafür versorgt. Ich mag nicht hören, wie sie sich von den Medien auf so genannte Frauenthemen reduzieren lassen. Ich bin zwar keine Kämpferin, aber ich versuche, wo ich kann, Einfluss zu nehmen.